

Das Jahr, in dem wir den Auftritt der Ärzte verpassten

„Hast du schon gehört, die Ärzte kommen nach Delmenhorst.“ Auf dem Schulhof gab es an diesem Morgen kein anderes Thema. Nicht lange zuvor hatten Farin Urlaub, Bela B. und The Incredible Hagen ihre Trennung verkündet. Davor wollten sie aber noch ein letztes Mal auf Tournee gehen und dabei auch in Delmenhorst für einen Gastauftritt einen Zwischenstopp einlegen.

1988 hatte uns das Ärzte-Fieber voll erwischt. Ihre Lieder wurden rauf und runter gehört. Songtexte bildeten ein untrügliches Erkennungszeichen, ob man informiert war oder nicht.

„*Ich war grade auf dem Weg*“ - „*In die Stadtbibliothek*“ lautete die Fortsetzung, die es galt zu wissen. Und jeder kannte „*Paule*“ und wusste um seine Eigenschaften als Bademeister.

Und etwas geradezu Magisches strahlte die Platte „Ab 18“ aus. Wer sie haben wollte, fand sie bei LP in der Bahnhofstraße oder Vinyl im Kaufpark nicht im Regal, sondern musste danach fragen. Konspirativ wurde sie vom Verkäufer unterm Tresen hervorgeholt und an den sehnsüchtig Wartenden übergeben. Eine weiße 18 auf schwarzem Grund bildete das Plattencover. Auf dem Weg nach Hause bemühte man sich, die Platte so zu halten, dass auch wirklich jeder, wie zufällig, den besonderen Gegenstand unterm Arm erkennen konnte.

Bei verschlossener Zimmertür wurde dann die Nadel auf den Plattenteller gelegt, um den zensierten Zeilen zu lauschen. Rückblickend weiß ich, dass es wohl in erster Linie der Reiz des Verbotenen war, der uns an der Platte begeisterte. Denn andere Stücke der Band waren weitaus beliebter und auch besser.

„Das Jahr hat so viele Wochen, warum muss es gerade diese sein?“ Am 24. Mai, einem Dienstag, sollte das Ärztekonzert stattfinden und genau in dieser Woche ging es für uns mit der Schule auf eine Seminarfahrt nach Bad Königshofen an der innerdeutschen Grenze. Alles Bitten half nichts, die Lehrer blieben hart und hatten überhaupt kein Verständnis, weshalb man wegen eines Konzerts, noch dazu das einer Punkband, eine Klassenfahrt verschieben sollte.

Nach unserer Rückkehr ließen wir uns von jenen, die das Glück hatten, eine der etwa 1000 Karten ergattert zu haben, vom Konzertabend berichten. Die Gespräche auf dem Schulhof waren so präsent, sie zu ignorieren war schlicht unmöglich und weil wir auf Dauer eh vor unserer Neugier hätten kapitulieren müssen, traten wir lieber die Flucht nach vorn an und hörten zu.

Bereits um 17.30 Uhr hatten sich die ersten von ihnen vor dem Eingang der Delmehalle versammelt, um beim Einlass einen Platz in vorderster Reihe ergattern zu können. Und als die drei Berliner Punks dann gegen 20.30 Uhr die Bühne betraten, kannte die Begeisterung keinen Halt mehr - „Ärzte, Ärzte“ schallte es ihnen entgegen. Singend und tanzend begleiteten die Fans die Songs der Gruppe, wobei sich die Halle immer mehr in eine Saune verwandelte. Stücke, deren Texte verboten waren, spielte die Gruppe instrumental an, wohlwissend, dass das Publikum problemlos den fehlenden Gesangsteil übernehmen würde. „Einfach unglaublich“, „Absolut genial“ – immer wieder mussten wir uns von jenen Glücklichen diese Sätze anhören.

„*Warum hast du mir das angetan, ich hab´s von einem ...*“

Wenn wir auch das Konzert der Ärzte verpassten, so öffnete uns der anschließende Sommer die Tür in eine ganz neue Welt, deren wichtigste Namen „La Palma“ und „Randzone“ lauteten.

„Immer freitags zwischen 20.00 Uhr und 21.00 Uhr bekommt man umsonst einen Stempel.“ Das war der Satz eines Mitschülers, mit dem sich die Tür öffnete. Als wir beim La Palma ankamen, hatte sich schon eine kleine Mensentraube gebildet. Punkt 20.00 Uhr ging die Tür auf, wir hielten dem Türsteher unsere Hand entgegen, auf die er uns sodann einen Stempel drückte. Und auch wenn die Tanzfläche noch nicht sonderlich gefüllt war, die meisten Besucher noch abwartend am Rand standen, so nahmen wir es eher beifällig hin. Vielmehr waren wir schon wieder im Aufbruch, einmal quer durch die Innenstadt, Richtung City Center. „Geile Mucke für alle“ lautete der Slogan der Randzone. Gegen 5,- DM Eintritt gab es dort zwischen 21.00 Uhr und 22.00 Uhr Freibier. In langen Reihen hatten die beiden Barkeeper, Elvis und Schmidie, die vollgefüllten Gläser auf die Theke gestellt, wir griffen nur noch zu und verzogen uns dann auf eine der Bänke im hinteren Bereich. Schwarz, in meinen Erinnerungen war das die dominierende Farbe der Randzone. Untermalt durch Heavy-Metal-Musik, aber auch von The Cure „*Yesterday I got so old I felt like I could die. Yesterday I got so old it made me want to cry*“. Gruftis, sich langsam auf der Tanzfläche drehend, beobachtet von Heavys am Rand, so haftet das Bild der Randzone in meiner Erinnerung.

Nach 22.00 Uhr blieben wir meist nicht mehr lange dort, sondern machten uns auf den Rückweg, den Wert unseres Stempels einzulösen. Wenn wir wollten, hielten wir noch beim „Nachrichtentreff“ im City Center oder schauten nach, ob in der „Zille“ ein bekanntes Gesicht zu finden war. Seitdem Bernhard, ein Mitschüler berichtete, dass er dort als Kellner arbeiten würde, fanden sich immer wieder Freunde dort ein.

„*In einer Welt, in der man nur noch lebt, damit man täglich roboten geht*“, es war wohl der Name, der mich an das Lied der Toten Hosen denken ließ, wenn wir bei „Alex“ in der Bahnhofstraße Halt machten.

Gyrosbrötchen mit Kraut und Tzatziki, sonderbar klang das anfangs für mich und es verlangte Übung ab, wenn wir auf den Stufen der Stadtkirche sitzend versuchten, das Brötchen zu essen, ohne dabei einen Großteil des Inhalts zu verlieren.

Döner war zu der Zeit noch völlig unbekannt. Bei einem Besuch im Hamburger Schanzenviertel hatte ich das geröstete, mit Lammfleisch und Salat gefüllte Fladenbrot erstmals kennengelernt. Aber das war noch lange bevor hier bei uns die zahlreichen Dönerstände ihren kulinarischen Siegeszug antreten sollten.

Bei unserem Zwischenstopp konnten wir auch einen Blick auf Besucher des „Bistros“ an der Parkstraße werfen. Leicht ließen sie sich von den Besuchern anderer Discotheken unterscheiden. Zumeist Abiturienten und irgendwie ein bisschen yuppiemäßig, ihre Freizeit auf Tennisplätzen verbringend oder mit dem eigenen Golf durch die Straßen der Stadt fahrend. So stellten wir es uns jedenfalls vor. Als ich später einmal „Generation Golf“ von Florian Illies las, hatte ich immer das „Bistro“ mit seinen Besuchern vor Augen. Im Sommer standen sie in Gruppen vor dem Lokal oder saßen auf dem Bürgersteig, das Bier in der Hand haltend, weil im Inneren der Platz für so viele Besucher nicht ausreichte.

An der Delme vorbei ging es dann für uns zurück zum La Palma. Besuchertrauben vor dem Eingang und engumschlungene Pärchen am Rand des Parkplatzes signalisierten uns, ob das Haus gut gefüllt war oder nicht.

Laute Musik, fahles Licht, durchbrochen von grellen Blitzen und eine nicht zu überschauende Ansammlung von Menschen. Es dauerte, bis man sich einen Überblick verschafft hatte. Gab es bekannte Gesichter unter den Gästen? Aber vor allem richtete sich der Blick auf die Mädchen, die an der Seite ihrer wesentlich älteren und mit Auto ausgerüsteten Freunde standen.

„Du liebst ihn nur, weil er ein Auto hat und nicht wie ich ein klappriges Damenrad“, die Mädchen aus der Oberstufe waren für uns unerreichbar.

Wesentlich näher lag dafür das „El Jardin“, zu dem eine Verbindungstür führte. Voll war es dort und glücklich konnten sich diejenigen wissen, die einen freien Tisch gefunden hatten. Als Mutprobe galt es, einen Nein, es tut mir leid, aber wie der Schnaps hieß, habe ich wirklich vergessen.

Meist blieben wir auch nicht lange dort, sondern zogen in die gegenüber liegende Beck´s Pinte. Noch heute ist es mir rätselhaft, wie in einem solch kleinen Raum, der eigentlich nur aus einer Theke und einer schmalen Sitzreihe bestand, so viele Menschen unterkommen konnten. In dieser Corona-Zeit sind es Bilder aus einer anderen Welt.

“I think we alone now“ – Tiffany, die Sängerin des Stücks umschrieb treffend die Atmosphäre, wenn wir in der gleichnamigen Kneipe an der Ecke von Langer- und Orthstraße ankamen. Obwohl sie bei diesen Zeilen sicherlich an etwas Anderes gedacht haben wird, so passte es zu dem, was wir dort vorfanden. Vereinzelte Besucher, die um die Theke herumstanden, an den wenigen Tischen saßen oder anderen beim Billardspiel zuschauten.

„Was fällt Ihnen zu dem Wort Phoe ein?“ – „Nix“ musste die korrekte Antwort lauten und damit hatte man dann auch den Namen der Kneipe genannt, die an der Bremer Straße lag und zumeist das Ende unserer Reise durch die Nacht einläutete. Dieser Slogan fällt mir noch heute ein, wenn ich dort unterwegs bin und dabei einen Blick auf jenen Gebäudeteil werfe, der seine Zeit als Kneipe wohl endgültig hinter sich hat.

„Allein in der Nacht, allein in der Nacht“, klang Belas Stimme durch meinen Kopf, wenn ich dann mit dem Rad nach Hause fuhr und wusste, dass am Montag wieder viel zu erzählen sein würde.

Sönke Ehmen